



Hilke
Stamatiadis – Smidt

Die Schatzkammer der Wissenschaft öffnen

»Sehr gründlich, unermesslich gründlich, sehr tief sinnig, stupend tief sinnig, aber ebenso unverständlich.« So urteilte Heinrich Heine über die deutsche Wissenschaft¹. Sein Urteil war damals zwar in erster Linie auf die Philosophie und verwandte Fächer gemünzt, scheint aber die Situation in den Natur- und Biowissenschaften des 20. Jahrhunderts ebenfalls gut zu charakterisieren. Das Volk und seine Repräsentanten entscheiden im Gegensatz zu damals jedoch heute mit über die finanzielle Unterstützung und gesellschaftliche Akzeptanz dieser Wissenschaften, die genauso wie viele Bereiche der Geistes- und Sozialwissenschaften für den Bürger immer noch »sehr tief sinnig... , aber ebenso unverständlich« sind. Wissenschaftler meinen zwar immer noch, in einem gesicherten Elfenbeinturm zu sitzen, in Wirklichkeit gibt es ihn längst nicht mehr. Wissenschaft ist ein Teil der Gesellschaft – und nicht einmal ein besonders beachteter. Sie fesselt die öffentliche Aufmerksamkeit weniger als Sportereignisse oder die Unfallstatistik des Wochenendes. Über Wissenschaft wird im Deutschen Bundestag kaum diskutiert, wenn auch über ihre möglichen Auswirkungen oder Ausweitungen, die gesetzlich geregelt werden müssen. Wissenschaft hat seit Jahren keinen angemessenen Stellenwert in der deutschen Politik.

Ob sich das ändern wird, wird auch zum Teil durch den Leidensdruck bestimmt werden, den Wissenschaftler erfahren, wenn sie nicht mehr in der Sicherheit eines Elfenbeinturms geborgen sind. In Wissenschafts- und wissenschaftsfördernden Organisationen in Deutschland hat man in den letzten zehn Jahren begonnen, sich ernsthaft über die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit Gedanken zu machen. Das hat zu teilweise undurchdachten und nicht adäquaten Nachahmungen (zum Beispiel »Tage der Forschung«) geführt, ohne daß langfristige Konzepte zum Tragen gekommen wären. Immerhin ist das Bewußtsein geschärft. Die Richtung und der Weg sind noch offen.

Die Medien, insbesondere die visuellen Medien, wie zum Beispiel das Fernsehen, zeigen inzwischen einen klaren Trend: Wissenschaft muß unterhaltsam sein, um für eine breite Bevölkerung zur Prime time interessant zu werden. Wissenschaft als Unterhaltung fesselt die Aufmerksamkeit, ein vorrangiges Ziel, weil es hilft, die Zuschauerquoten zu erhöhen oder zu halten und auch durch Wissenschaftssendungen Werbeaufträge einzuholen.

Dieter Stolte, Intendant des ZDF, schließt zwar nicht aus, daß man informierende Elemente mit unterhaltenden verbinden sollte: »Zwischen Journalismus und Gesellschaft bleibt (aber) die wissenschaftliche Kommunikationsvermittlung auf der Strecke, wenn... Information zu einer anderen Form von Unterhaltung umfunktioniert wird.«² Ein Rezept dafür, wie der breiten Öffentlichkeit Wissenschaft in ihrer Bedeutung für ihr Leben vermittelt werden, wie Wissenschaftsverständnis geweckt werden könnte, ist dies offensichtlich nicht. Unterhaltsamkeit von Wissenschaft schließt jedoch nicht grundsätzlich das Erreichen dieses Ziels aus. Auf das Mischungsverhältnis von Unterhaltsamkeit, Fakten- und Prozeßvermittlung und Aufklärung wird es je nach den Inhalten ankommen. Dennoch steht die Frage im Raum, ob die Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen – bei allen Bemühungen der Medien, den »Geschmack« der Zuschauer, Zuhörer und Leser zu treffen, durch den Pakt mit den Medien ihr Soll erfüllt haben. Es gilt immer noch der Spruch »hard science is hard to sell«, denn nicht alle wichtige und interessante Wissenschaft birgt Facetten der Unterhaltsamkeit oder des »human touch« in sich.

Alle Zweige der Wissenschaft sehen sich aber dem existentiellen Druck ausgesetzt, ihre Teilhabe an öffentlichen Mitteln, sie betreffenden Entscheidungen und ihren politischen Einfluß verteidigen zu müssen, denn – und hier gebe ich ein Zitat von Ortega y Gasset wieder, das



Skepsis **Visionen** Ablehnung

Albert Oeckl, der Altmeister der Public Relations, zur Basis aller Öffentlichkeitsarbeit erklärte: »Das Gesetz der öffentlichen Meinung ist das allgemeine Gravitationsgesetz der politischen Geschichte. Man kann nicht gegen die öffentliche Meinung herrschen.« Mit Recht machen sich Wissenschaftler deshalb Sorgen um diese öffentliche Meinung. Für die Biotechnologie hat eine Untersuchung von Jürgen Hampel und Georg Ruhrmann³ in bestürzender Klarheit vermittelt, welches Vertrauen Wissenschaftler genießen: Die Bevölkerung traut den Bürgerinitiativen und privaten Organisationen (Non-Governmental Organisations) in der Diskussion um kontrovers diskutierte Techniken, aber nicht der Regierung und nicht der Wissenschaft. Mehr als 40% der Deutschen traut Verbraucherorganisationen, 26% Umweltschutzorganisationen und 7,5% den Tierschutzorganisationen am meisten. Das heißt, drei von vier Deutschen vertrauen am meisten den kritischen Bürgerorganisationen, nur 8% sagen aus, daß sie Schulen und Universitäten am meisten trauen (im Vergleich zu 12,5% in der EU). 60% der Befragten klagen: Wissenschaftler »do whatever they want, with no respect for the law and regulations.«⁴ Im Zusammenhang mit der medizinischen Anwendung der Gentechnik und Biotechnologie vertrauen jedoch die Deutschen interessanterweise den Experten am stärksten. Dies entspricht auch der Erfahrung von medizinisch-biowissenschaftlichen Einrichtungen, die ein großes positiv-orientiertes Interesse zu Fragen einer Gentherapie, der gentechnischen Entwicklung neuer Medikamente oder anderen Anwendungen in der Medizin in der Öffentlichkeit registrieren. Die kritische Haltung der Bürger ist nach der Untersuchung von Hampel et al. andererseits mit einem starken Bedürfnis verbunden, an Entscheidungen teilzuhaben.

Paradoxerweise zerbrechen sich einerseits Wissenschaftler den Kopf darüber, wie sie die Öffentlichkeit mit den Inhalten ihrer Arbeit besser erreichen, Politiker stärker für ihre Anliegen gewinnen und öffentliche Verwaltung und Wirtschaft besser von ihrem Nutzen überzeugen können. Auf der anderen Seite besteht offensichtlich der ausdrückliche Wunsch, mehr zu wissen, teilzuhaben, Entwicklungen besser abschätzen zu können und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Trotzdem haben wir in Deutschland noch keine adäquaten Wege gefunden, um die Distanz zwischen beiden Seiten zu überbrücken.

Seit es gezielte Öffentlichkeitsarbeit für Wissenschaft in Deutschland gibt (seit etwa 30 bis 35 Jahren) verstricken sich die Repräsentanten von Wissenschaft, Medien, Politik, Wirtschaft und Gruppen in der Öffentlichkeit immer wieder in dem gleichen Schlagabtausch, nämlich der Analyse tradierter Vorstellungen und Verhaltensmuster, der Defizite in der Kommunikation und ihrer Inhalte, die auch noch von jeder Gruppierung anders definiert werden. Immer hat es hervorragende Initiativen und Einzelprogramme gegeben, wie zum Beispiel das Förderprogramm der Robert-Bosch-Stiftung zum Wissenschaftsjournalismus, das Deutschland fast 200 engagierte Wissenschaftsjournalisten und Wissenschaftskommunikatoren beschert hat. Fortbildungs- und Stipendienprogramme für Wissenschaftsjournalisten, Preisausschreiben – in Richtung Unterstützung der Medien ist eine ganze Menge passiert. Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen sind den Medien gegenüber heute bedeutend offener und kooperationsbereiter als noch vor Jahren und versuchen, selbst dem Bestreben, Wissenschaft unterhaltsam zu gestalten, einen Sinn abzugewinnen.

Dennoch: Die Medien sind nicht die Öffentlichkeit, sondern nur ein, wenn auch besonders wichtiger, Teilbereich, in dem Wissenschaftskommunikation stattfindet. Es fehlt an einem übergreifenden Programm, an einem Konsens aller Beteiligten, an einem Zusammenführen vereinzelter Aktivitäten und Aktionen der Öffentlichkeitsarbeit im weitesten Sinne. Noch ist die Situation so, daß der erste Versuch eines Science Festivals in München an DM 2000 gescheitert ist, die nicht zusammenzubringen waren, daß in einer Forschungseinrichtung ein etabliertes Programm, das Schülern Umweltpaktika in den Labors ermöglichte, wegen (angeblichen) Geldmangels gestrichen wurde.

Der Stifterverband wird nun ein Aktionsprogramm entwickeln,* das die Konsensfindung wissenschaftlicher Einrichtungen in der Durchführung gemeinsamer Maßnahmen und Programme unterstützt, die sich direkt an die Öffentlichkeit wenden, und dazu motivieren soll, Strukturen im traditionellen Wissenschaftsbetrieb für die Förderung von »Öffentlicher Wissenschaft« zu verändern und den Notwendigkeiten einer verbesserungsbedürftigen Kommunikation innerhalb der Gesellschaft anzupassen. Erwiesen ist zum Beispiel »that moral acceptability and then usefulness are the most important predictors of support, and that the perception of risk is relatively un-

important« (Hampel et al.). Unter Nutzen sei hier nicht die bekannte »Gesellschaftsrelevanz« der 70er Jahre gemeint, vielmehr der individuelle Nutzen, den die Ergebnisse verschiedener wissenschaftlicher Fachbereiche für den einzelnen Menschen haben können. Die Schatzkammer der Wissenschaft birgt die Antwort auf viele Fragen, die sich der einzelne Bürger stellt, zu denen er aber bisher keinen oder nur beschränkten Zugang hat. Bedarfsorientierte Wissenschafts- und Wissensvermittlung könnte eine zentrale Rolle in der Wissenschaftskommunikation einnehmen. Die Medien haben dies längst erkannt. Nicht ohne Grund schalten sie nach Fernsehsendungen Hot-lines, verbinden diese mit Internet-Angeboten zur aktiven Mitwirkung von Zuschauern und Zuhörern, orientieren sich immer wieder an Umfragen zum Interessensspektrum der Bevölkerung.

Deutschland leidet unter der Tradition des Prinzips einer »Aufklärung« des sogenannten Laien durch den sogenannten Experten. In anderen Kulturen ist in vielen Bereichen längst ein Konzept des »bottom up« statt eines »top-down« entwickelt worden. Die Kommunikation mit dem Bürger über das, was er braucht, was ihn interessiert, was für ihn lebenswichtig ist, ist Ausgangspunkt für Informations-, Beratungs- und Hilfsangebote von Seiten der Fachleute. »Die Information muß den Rezipienten in spezifischer Weise betreffen, darin liegt ihre Relevanz.«⁵

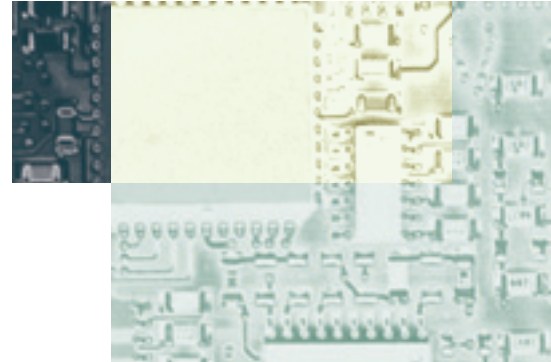
Modell KID

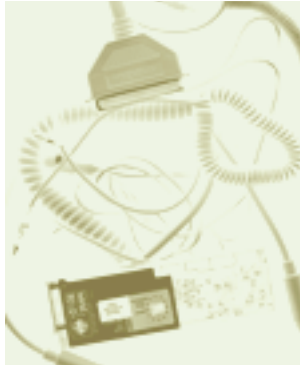
Der telefonische Krebsinformationsdienst (KID) im Deutschen Krebsforschungszentrum hat es sich zur Aufgabe gemacht, individuell, anonym, bedarfsorientiert über alle Fragen, die Krebs betreffen – von Krebsverhütung über -ursachen, -früherkennung, -diagnostik, -therapie, -nachsorge, bis zu allen relevanten Einrichtungen des Gesundheitssystems – zwischen 8 und 20 Uhr wochentäglich zu informieren. Der Ansatzpunkt eines solchen Dienstes ist von Marcel van den Broecke⁶ präzisiert worden: »I think it is unfair to say that most people know virtually nothing about scientific matters. An individual may indeed fail to answer correctly all the scientific literacy questions in the survey but if that individual has, for instance, rheumatism he or she may be more knowledgeable on that particular subject than a physician. What the public wants to know is closely linked to the needs of the individuals and those facts that affects their personal lives«. Persönliche Betroffenheit ist Motor und Motivation für Kommunikation. Dies gilt nicht nur im Bereich der

Medizin, sondern auch für viele andere Wissenschaftszweige, für die es persönliche Anknüpfungspunkte gibt.

Im Bereich Krebs besteht zum Beispiel ein extremer Bedarf an Information, – insbesondere bei den Patienten und Angehörigen, die Grundlage für persönliche Entscheidungen ist, die Krankheitsbewältigung verbessert, Angst abbaut, Orientierung gibt und gewährleistet, daß der aktuelle Stand des Wissens für den Einzelfall Geltung hat. »Beratung in allen Lebenslagen« kann der Arzt heute in der Regel nicht mehr leisten. Kein Wunder also, daß die Bürger zu sogenannten Außenseitern laufen, Rote-Bete-Wunderheiler frequentieren, ihre Betten von den Wasseradern herunternehmen, beim Heilpraktiker Zuspruch suchen und ihr letztes Geld für sogenannte Immuntherapien ausgeben. Der Krebsinformationsdienst im Deutschen Krebsforschungszentrum berücksichtigt bei seiner Arbeit, daß effiziente Kommunikation, insbesondere bei komplexen Inhalten, persönliche Interaktion beinhaltet und er berücksichtigt die Zugehörigkeit des Gesprächspartners zu sozialen Gruppen mit spezifischen Sprachebenen und Verhaltensweisen. Je enger die Beziehung zwischen dem Informanten oder dem Medium und der Zielgruppe im Sinne eines Dialogs ist, desto leichter ist die Verständigung. Insbesondere Informationen, die komplexe Lebenssituationen betreffen, können – vermittelt als »objektives« Wissen ohne Bezug zur Einzelperson oder zur Gruppe und ohne die erforderliche Dialogmöglichkeit – in der Regel nicht »an«-kommen.

Der dramatische Bedarf an Orientierung im Dschungel der Medieninformationen, persönlichen Vorstellungen, Glaubensrichtungen, Halbwahrheiten drückt sich deutlich in Zahlen aus. Der Krebsinformationsdienst ist innerhalb von 13 Jahren rund 850 000 Mal kontaktiert worden; 150 000 individuelle Gespräche konnten bisher mit der vorhandenen Kapazität geführt werden. Grundlage ist eine kontinuierlich aktualisierte Text-, Adreß- und Angebotsdatenbank, die vom wissenschaftlichen Team des Krebsinformationsdienstes erarbeitet wird. Seine Recherchen basieren auf dem Wissenschaftler- und Ärztopotential eines Krebsforschungszentrums und eines Tumorzentrums in Verbindung mit gefächerten klinischen Institutionen, wissenschaftlichen Daten aus alten und neuen Medien, sowie einem weltweiten Netzwerk von Krebsinformationsdiensten. Der Nutzen, den Bürger vom Krebsinformationsdienst haben, ist eng mit der Vorstellung verknüpft, die sich diese Bürger vom direkten Nutzen dieser Arbeit des Deutschen Krebsforschungszentrums





machen. Mit der Anbindung des Krebsinformationsdienstes an das Deutsche Krebsforschungszentrum verbinden die Bürger – das ergab eine Umfrage – insbesondere »seriöse« und »neutrale sowie besonders tiefgehende Information«.

In den letzten Jahren hat sich auf dem Gebiet der Kommunikationstechniken eine atemberaubende Entwicklung abgespielt, die den Bedarf an qualitativ belastbarer Information außerordentlich verstärkt hat. Das Internet bietet zwar fabelhafte Möglichkeiten, erweitert andererseits aber das Spektrum der ermittelbaren Fakten in einer Weise, die sich der Nachprüfung durch den einzelnen Bürger entzieht. Jeder kann Informationen ins Internet stellen. Allein zu den Stichworten »Orthomolekulare Medizin und Krebs« liefert das Internet in deutscher Sprache 170 Seiten mit Informationen. Eine Suchabfrage in englisch ergibt mehrere tausend Hinweise. Heilmethoden werden angeboten und Nachrichten aus aller Welt über neue wissenschaftliche Entdeckungen, die in einem immer schnelleren Tempo den Bürgern – auch auf dem Weg über das Internet – durch die Medien vermittelt werden. Trotz des noch beschränkten Zugangs zum Internet, rufen bereits jetzt verwirrte und verzweifelte Bürger im Krebsinformationsdienst an, die die Information, die sie sich aus dem Internet gezogen haben, nicht einordnen können, keine Schlüsse aus ihr ziehen, sie nicht bewerten können. Die neuen Kommunikationsmittel, die eine ungefilterte, ungeprüfte Flut von Daten, Fakten, Vorstellungen provoziert haben, verstärken den Bedarf an wissenschaftlicher Auskunft mit Leitfunktion um ein Vielfaches. In Großbritannien übernimmt diese Leitfunktion eine Science line, die, getragen von den Broadcasting Support Services der BBC, in einer konzertierten Aktion von National Lottery Trust, dem Wellcome Trust, der Royal Society, des Office of Science and Technology und einiger Research Councils wie auch eines Rundfunksenders finanziert wird. »Science line exists to offer members of the public the opportunity to obtain authoritative answers to the scientific questions. It is part of the wider movement, which aims to nurture scientific interest and knowledge throughout society. We give explanations of principles and processes rather than just facts and figures with the aim of making science understandable, interesting and entertaining for the non-specialist.«⁷ Dieser Dienst wird der Öffentlichkeit seit 1994 als »Professional backup service« angeboten, der Antworten zur Pflanzenforschung im

Weltraum, zur Frage, was Schmetterlinge eigentlich fressen und ob sie sehen können, genauso gibt wie zum Humangenomprojekt oder zu einem guten Buch über Elektrizität und Physik für ein Kind. Auch Science line arbeitet auf der Basis eines Netzwerkes von Ansprechpersonen in den britischen Universitäten und Forschungseinrichtungen. Von den Anrufern wird hervorgehoben, daß sie die Antworten von Science Line vollständig verstehen (89%), 85% der befragten Anrufer meinten, daß für sie Science line sehr viel nützlicher war als zum Beispiel Bücher, Bibliotheken und andere Quellen. Mit Teilzeitkräften in der Zeit von 13 bis 19 Uhr sind innerhalb eines Jahres (April 1996 bis März 1997) rund 13 500 Anrufe individuell beantwortet worden. Während in Großbritannien die Science line auf große Akzeptanz stößt und offensichtlich genügend Mittel erhält, ist die erste dieser Initiativen, nämlich der »Science by phone«-Service in den Niederlanden, der bereits Ende der 80er Jahre von der Organisation Stichting voor Publieksvoorlichting over Wetenschap en Techniek in Utrecht gegründet wurde, inzwischen aufgelöst worden. Grund: Geldmangel. Die niederländische Stiftung hat das Geheimnis erfolgreicher Wissens- und Wissenschaftsvermittlung deutlich formuliert: »What makes the science by phone service different from most other forms of public information on science is that no assumptions are made about what is of interest for the public. The public itself takes the initiatives; the questions are, by definition, interest to the people asking them.«⁸ Dieses Zitat verdeutlicht, worin das Geheimnis erfolgreicher Wissens- und Wissenschaftsvermittlung besteht.

Literatur:

- 1 Windfor, Manfred (Hg.): Die Romantische Schule, Zur Geschichte der Religion in Deutschland, Hamburg 1979, Bd. 8–1, S. 13
- 2 Konflikt und Kooperation, Forschung und Lehre 7, 1997
- 3 Hampel, Jürgen/Ruhrmann, Georg/Kohring, Mathias und Göhrke, Alexander in: Biotechnologie in the Public Sphere, Science Resume, 1998
- 4 a. a. O.: S. 70
- 5 Göpfert, Winfried/Schanne, Michael: Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus der Robert-Bosch-Stiftung GmbH, Evaluation, Berlin, Zürich, 1998, S. 34
- 6 What the public wants to know, Science communication in Europe, Report of Ciba Foundation Discussion Meeting, 13. 6. 1991
- 7 Aebi, Nicole, BSS
- 8 s. Anm. 6

* siehe den Beitrag auf S. 39



Kaspar Maase

Die unglückliche Liebe zum Florett

Aus einem inneren Dialog

Bei emotionsbeladenen Themen empfiehlt sich niedriges Profil; ich spreche also hier nur über Erfahrungen mit mir selber.

1. Vor kurzem hielt eine junge Historikerin einen Vortrag an unserem Institut. Einleitend bat sie um Verständnis dafür, daß sie deutlich weniger als die üblichen 45 Minuten sprechen werde; ihr akademischer Lehrer habe sie zur Kürze erzogen. Sie handelte ihren – umfangreichen und vielschichtigen – Gegenstand in einer guten halben Stunde ab, und die anschließende Diskussion war sicher nicht weniger gehaltvoll als nach Vorträgen, die deutlich mehr Material ausbreiteten.

Ich selber war nicht ganz bei der Sache; zu sehr beschäftigte mich die Einleitung. Hatten wir nicht gerade eine schallende Ohrfeige erhalten? Da glaubte sich jemand entschuldigen zu müssen, weil sie den üblichen Zeitraum für den Monolog nicht bis zur letzten Sekunde nutzte, uns statt dessen mehr Gelegenheit zur Diskussion gab. Was für ein Bild vom akademisch Üblichen hatte die Kollegin, wenn sie glaubte, für die Erweiterung unserer Gesprächsmöglichkeiten um Verständnis bitten zu müssen? Gar ein treffendes?

2. Ich bewunderte sie: Endlich jemand, der nicht dem universitären Aberglauben anhing, man erreiche beim Publikum um so mehr, je ausführlicher man seine Gedanken darlege. Endlich jemand, der Konsequenzen zog aus der Erkenntnis: In den subjektiven Wissensfundus wird nur aufgenommen, was Menschen sich im Dialog, in der Auseinandersetzung aneignen.

Diese Reaktion, so sehe ich es mittlerweile, entsprach dem Selbstverständnis meines Faches. Empirische Kulturwissenschaftler pflegen

den ethnographisch distanzierenden Blick auf den Alltag, auch den akademischen. Abstand und ein wenig Überlegenheitsgefühl gegenüber den universitären Bräuchen »der anderen« gehören zum Kern ihres Selbstbildes.

3. Ich bewunderte sie – und gleichzeitig sagte etwas in mir: Du könntest das nicht. Ich rechne es zu meinen professionellen Fähigkeiten, Zeitvorgaben einzuhalten. Wenn ich zehn Minuten für den Vortrag habe, dann spreche ich auf die Sekunde zehn Minuten. Ich empfinde Kollegen als asozial, die bei Tagungen das festgelegte Zeitlimit überschreiten. Aber freiwillig auch nur auf eine Minute verzichten, in der ich die Vielschichtigkeit meines Themas entfalte? Das hatte ich noch nie erwogen und, so mein spontanes Empfinden, das brächte ich auch nicht fertig.

4. Weitere Fragen stellten sich. Hatte ich nicht mehrfach behauptet, wissenschaftliche Professionalität verlange heute den Willen und die Fähigkeit, Arbeitsergebnisse einem nichtfachlichen und nichtakademischen Publikum halbwegs verständlich darzustellen? Aber wie war es mir denn gegangen beim Verfassen des letzten Buches? Da hatte ich mir die Latte doch recht niedrig gelegt mit dem Anspruch, es müsse für Abiturientinnen und Abiturienten nachvollziehbar sein. Schon das schloß ja die Mehrheit aus. Aber das einzige Schreibprinzip, das ich halbwegs konsequent verwirklichte, war: relativ kurze, nicht verschachtelte Sätze.

Schon bei der Fremdwortfrage meldeten sich Skrupel. Einerseits die euphorisierende Erfahrung, daß man euphorisch durch hochgestimmt oder beschwingt ersetzen konnte – und so, mit etwas Mühe und guten Wörterbüchern,

